

Nacht – und ein Morgen ohne Tau

„Sonnig und warm war das Frühjahr 1945, ein herrlicher Frühling nach eisiger Winternacht.“

Mein Opa blickt auf, mir ins Gesicht, dann aber durch mich hindurch in eine andere Welt, in eine vergangene Zeit. Doch dann sieht er mich fast entschuldigend wieder an. „Glaub nicht, mein Junge, dass ich ein ‚Gute-alte-Zeit‘-Schwafler bin, nein, das liegt mir nicht. Aber über meine Kindheit reden – ja doch, das mache ich trotzdem gern, nicht unbedingt mit der Oma; weißt du, denn das wird sehr schnell ein ‚Weißt du noch?‘ oder ein ‚Hast du das auch so erlebt?‘ – ein gegenseitiges Sich-Bestätigen. Einem Jungen wie dir gegenüber ist das allerdings etwas anderes, denn es geht ja nicht um meine Jugend, die geht nur noch mich etwas an, nein, es geht um die Zeit meiner Kindheit – denn heute ahnt doch kein junger Mensch mehr, wie wir damals lebten. . . und es war eine verflucht spannende, eine aufregende Zeit, jedenfalls für uns Kinder.“

Für die Erwachsenen, für die Mütter und Ehefrauen, für die Soldaten, für die Überlebenden aller Art sah das natürlich anders aus. Hier war nur noch Verzweiflung und Hoffnungslosigkeit, Ausweglosigkeit – damals 1945, in diesem sonnigen und warmen Frühjahr, diesem herrlichen Frühling, der dem eisigen Winter folgte, einer erfrorenen Nacht aus Verbrechen und Krieg, aus dem manch einer nicht mehr erwachte und manch anderer nicht erwachen, die grausige Wirklichkeit nicht sehen wollte.“

Mein Opa lehnt sich zurück, schlägt die Beine übereinander, stützt seine Schläfe auf die linke Hand. „Heute wird so getan, als ob damals eine Minderheit böser Nazis das arme, aber im Grunde gute deutsche Volk zu all diesen Verbrechen gezwungen hätte. Doch dem war nicht so: Nein, nein, die Mehrheit der Deutschen stand hinter diesem Regime – und befürwortete auch seine Verbrechen. Es hat nie eine deutsche Regierung vor oder nach dem Dritten Reich gegeben, die so vom Volk getragen wurde wie die der Nationalsozialisten unter ihrem Führer Adolf Hitler. Aber das will heute keiner mehr wissen.“

Und dann wieder dieser fragende Blick: Willst du das alles überhaupt hören? Und selbstkritisch schien hinzuzukommen: Lohnt es sich für dich?

Ich hingegen mache ein aufmunterndes Gesicht, war ich doch selbst zu meinem Großvater gekommen und hatte ihn nach dieser Zeit gefragt, in der er einmal Kind gewesen war.

„Weißt du, 1945 war nicht nur eine totale militärische Niederlage gewesen.“ Mein Opa wurde jetzt durch das eigene Erzählen angestachelt: „Diese bedingungslose Kapitulation und das sie begleitende Chaos, so verheerend es auch über das Land und seine Städte, über alle Menschen hereinbrach, nein, die eigentliche Katastrophe war die Apokalypse, die Enthüllung eines monströsen Verbrechens gewesen, die ein ganzes Volk jetzt – noch vor kurzer Zeit hatten sie dem Führer und seinen Taten zugejubelt – in Scham und Verzweiflung versinken ließ. Man sah es den Leuten geradezu an, die durch die von Schutt überhäuften Straßen schlichen, nicht aufzublicken, einem Besatzungssoldaten nicht in die Augen zu sehen wagten. Und so nahmen sie es einfach hin, was mit ihnen geschah. . . Doch lassen wir das! Darüber ist sehr viel gesagt und geschrieben worden, viel Richtiges und viel Entschuldigendes, also lassen wir das!“

Der Großvater sah mich jetzt fast verlegen lächelnd an, lehnte sich dann erneut zurück, räusperte sich und fuhr fort:

„Ich wurde kurz vor Kriegsbeginn, am 24. August 1939, in Magdeburg geboren, bin also jetzt im Greisenalter angelangt.“ Er lachte: „Aus meiner ganz frühen Kindheit habe ich keine eigene Erinnerung, aber man hat mir später davon berichtet. So mit vier, fünf Jahren blieben dann eigene Eindrücke hängen. Wurden aber immer noch durchmischt von Erzähltem, vor allem meiner Mutter. Doch einige Bilder sind geblieben: Ich spiele auf der Straße und da marschiert ein Trupp braun Uniformierter auf, bleibt unter scharfen Kommandos stehen und brüllt dann irgendwelche Parolen. Leute verharren und hören beifällig zu, ich aber bekomme Angst vor diesem Gebrüll und ziehe mich ins Haus zurück. Wahrscheinlich war es Hitlerjugend, ich weiß es nicht, habe auch später nie danach gefragt, doch dieses Gebrüll, unverhohlen drohend, klingt mir noch heute in den Ohren. Man gab sich martialisch, wollte andere, sicher Leute, die am Endsieg zu zweifeln begannen, einschüchtern – und sich selber Mut machen, wie einer, der im dunklen Wald laut singt. Natürlich kann ich mich an Bombenangriffe erinnern, Tages- und Nachtangriffe, das Sitzen im Luftschutzkeller, im Arm der Mutter und das nasse Tuch vor dem Gesicht, an den dichten Kalkstaub, der von der Decke herabrieselt, wie Nebel in der stickigen Luft hängt und dann wie Mehl über allem liegt. . .

Doch ich erinnere mich nicht an Panik; das Gebrüll auf der Straße hatte mich mehr geängstigt. Und dann die Sirenen! Ihr durchdringendes warnendes Gekreis war oft schlimmer als das, was danach kam, jedenfalls für die, die nicht verschüttet wurden und in den Trümmern qualvoll starben.“ Opa stutzt.

„Das Wort ‚verschüttet‘, da ist es wieder, dieses in den letzten Kriegsjahren so häufig gebrauchte Wort! Ich hatte es in seiner damals typischen Bedeutung vergessen, erinnere mich jetzt aber, jetzt, wo ich davon erzähle. Verschütten ist ja ein ganz normales deutsches Verb, man verschüttet z. B. Kaffee; so wurde dieses Wort schon immer und so wird es auch noch heute gebraucht. Doch damals, zur Zeit der großen Bombenan-

griffe, bekam es eine ganz spezifische Bedeutung: ‚Verschüttet‘ meinte: im Luftschutzkeller unter dem zerstörten Haus liegen. Sofort nach einem Bombenangriff wurde die Suche nach ‚Verschütteten‘ aufgenommen und man sagte von dem oder jenem, er sei ‚verschüttet‘ gewesen. Und dann die Sirenen! Die ersten Warnungen kamen meist aus dem Radio; das klang dann so: ‚Feindliche Bomberverbände nähern sich aus Nordwest dem Raum der Stadt Magdeburg.‘ Und dann kamen diese Sirenen: Zuerst Vorwarnung, dann Hauptwarnung und manchmal ging dieses Geheul noch in das Schießen der Flak, das Brummen der Flugzeugmotoren und das Einschlagen der ersten Bomben über. Aber meistens war es anders. Nach dem letzten ersterbenden Sirenton setzte Stille ein. Diese Stille ist das, was mir noch heute am deutlichsten in Erinnerung ist. Weißt du,“ der Großvater legte den Zeigefinger an die Nasenspitze, „es gibt Waldesstille, Meeresstille, Todesstille und wer weiß was sonst noch für Formen des Schweigens, des Ausbleibens von Stimmen, und des Aufhörens von Lauten aller Art – und es gibt die Pause zwischen dem letzten Ton einer Luftschuttsirene und dem, was danach kommt: diese absolute Stille. Und dann, fast eine Erlösung, denn jetzt würde man es ja bald wissen, endlich rückte die Entscheidung heran, ob du in den nächsten Augenblicken stirbst oder überlebst, ob mit oder ohne Haus und Besitz wieder ans Tageslicht krabbeln wirst, ja, dann kam es, erst kaum zu hören, dann immer vernehmlicher und bedrohlicher: das gleichmäßige Brummen der Flugzeugmotoren. Und jetzt mischte sich lautes Knallen,“ der Erzähler lächelt verlegen, „wie bei einem Feuerwerk in das dumpfe Brummen der Flugzeugmotoren: die Flak schießt. Aber bald wird dieses Knallen von lauten Detonationen übertönt, die wie zur Bestätigung ihrer Bedrohung von Erschütterungen begleitet werden. Der Raum bebt, die Decke bekommt breite Risse, die Menschen werden hin und her geschüttelt; doch die Deckenbalken halten. ‚Das Nachbarhaus!‘ – eine tonlose Feststellung. Doch dann schreien Motoren auf, kreischen wie

in höchster Not, ein pfeifendes Geräusch und dann der Aufschlag, dumpfer als die Bomben – ‚den hat’s erwischt!‘, doch es ist kein Triumph in der Stimme.“

Der Erzähler sieht mich verlegen an, als wolle er sich für die Dinge entschuldigen, die damals passierten. Fährt dann aber lächelnd fort: „Einmal, nach so einem Bombenangriff, liefen wir wieder auf der Straße herum, wie Kinder nach einem Gewitter barfuß durch die Pfützen patschen, die der Gewitterregen hinterlassen hat. Das Nachbarhaus war ein Trümmerhaufen. Aber eine junge Frau wühlt in dem Schutt zwischen Mauerteilen, Balken, Einrichtungsbruchstücken und meine Mutter fragt sie, was sie denn suche, und sie antwortet, ich erinnere mich selbst und ganz genau, dass die Suchende antwortet, sie müsse ihre neuen Schuhe ausgraben, die sie gestern erst gekauft habe – jaja, ein Paar Schuhe!“

Der Opa macht eine Pause. Ich weiß nicht, ahne noch nicht einmal, was in ihm vorgeht, welche Bilder jetzt in seiner Erinnerung auftauchen, wach gerüttelt und aus irgendwelchen Tiefen noch einmal aufgetaucht, um sich vielleicht ein letztes Mal dem Erinnernden zu zeigen. Doch er will mich ja daran teilhaben lassen: „Manche Dinge sind heute völlig unverständlich. Ich erinnere mich an folgendes: Deine Großmutter fährt mit mir auf dem Fahrrad; ich weiß nicht mehr wie und wohin, jedenfalls war es außerhalb der Stadt auf einer Landstraße, in einem Waldstück; ich saß hinten auf dem Gepäckträger. Plötzlich ist ein schnell näher kommendes, ein sausendes Motorengeräusch zu hören. Meine Mutter wirft das Rad in den Straßengraben, schnappt mich und hastet mit mir einige Meter in den Wald, wirft sich unter einen Baum und über mich. Der Tiefflieger donnert über uns hinweg.“

Als gegen Ende des Krieges die Bombenangriffe immer mehr zunahmen, wurden Teile der Bevölkerung aus den großen Städten aufs Land umquartiert. Wir, meine Mutter und ich, zogen in ein kleines Dorf östlich der Elbe, wurden dort in einen Bauernhof eingewiesen. Das Dorf hieß Hohenseeden und die

Bauersleute Eckert. Diese Ferien auf dem Bauernhof waren neu für mich – entsprechend deutlich die Eindrücke. Wie unser Zimmer und die, na ja, sagen wir Sanitäreinrichtungen, sicher ein Plumpsklo und ein Wasserhahn mit steinernem Spülbecken, die Möbel und der Hof im Einzelnen aussahen, das weiß ich allerdings kaum noch. Auch an die Bauersfrau erinnere ich mich nicht mehr. Aber da waren zwei Zwangsarbeiter, ein Pole und eine Russin. Die Deutschen hatten aus den besetzten Gebieten diese Leute geholt, die als eine Art Sklaven oder Leibeigene die deutschen Bauern und Knechte ersetzen mussten, da diese ‚im Felde‘ waren. Diese Zwangsarbeiter wurden sehr unterschiedlich behandelt. Auch meine Großeltern, die Eltern meines Vaters, waren in dasselbe Dorf umquartiert worden und sie berichteten von dem Hof, auf dem sie hausten, ich weiß es allerdings nur von meiner Mutter, dass hier die Russen und Polen mit am Tische saßen und dasselbe Essen bekamen wie die Deutschen. Manchem Deutschen hat dieses Verhalten beim Einmarsch der Russen später geholfen, manchen auch nicht.

Auf dem Eckertschen Hof war das anders. Die Russin, ihren Namen weiß ich nicht mehr, sie war sehr verschlossen, und Stefan, der Pole, vegetierte in einem kleinen Verschlag, der vom Schweinestall abgetrennt war, ohne Heizmöglichkeit und ohne die einfachsten Errungenschaften eines zivilisierten Lebens. Doch an diesen Stefan kann ich mich noch gut erinnern; er war ein großer und kräftiger junger Mann und ein netter Kerl, er war mein erster richtiger Freund. Mit ihm durfte ich hinaus zur Feldarbeit und ich erinnere mich noch heute, nach immerhin mehr als achtzig Jahren, wie er mich auf den schweren Ackergaul setzte, mich dabei festhielt und mich reiten ließ. Er war immer guter Laune und hatte neben seiner sicherlich schweren Arbeit doch noch genug Zeit, mit mir zu spielen und irgendetwas Lustiges anzustellen. Wenn der Krieg zu Ende sei, solle ich doch mit ihm kommen, denn, so sei das in Polen, dort bekämen die Kinder jeden Tag eine Tafel

Schokolade – und zwar eine ganze! Und dabei gab er mir etwas von seinen Stullen ab, die er dabei hatte. Ich erinnere ich mich an dicke Quarkstullen, die so dick waren, dass sie nicht in meinen Mund passten und Stefan sie mir zurecht brechen musste. Ja“, zum ersten Mal sehe ich bei meinem Großvater und Berichterstatter aus dieser fernen und fremden Welt ein wehmütig trauriges Gesicht, „meinen ersten Sohn habe ich später Stefan genannt, nach diesem Polen, diesem netten und fröhlichen Kerl, der mich nach Kriegsende mit nach Polen nehmen wollte“.

„Du schilderst diese Ereignisse so, als sei es tatsächlich ein fröhlicher Urlaub auf einem Bauernhof gewesen“, unterbreche ich ihn. „Dabei. . .“

„Nein, für mich war es damals tatsächlich so. Ich war fünf; natürlich wusste ich, dass Krieg war, ein furchtbarer Krieg, dass wir drauf und dran waren, meinen Vater, Haus und Heimat zu verlieren, all das war mir auf meine Art schon klar, doch es war ganz anders, als es die Erwachsenen sahen. . . Als Kind waren drei funkelnde Murmeln oder zwei kleine bunte Bildchen wichtiger als alles andere. Das andere war schrecklich, aber mein kindlicher Horizont begriff es nicht. Lass mich noch von diesem Stefan erzählen. Der wurde im kalten Winter 1945 einmal krank; er lag mit hohem Fieber in seinem Verschlag und meine Mutter war besorgt um ihn. Der Bäuerin war das alles egal; ich weiß das daher, weil meine Mutter es mit Empörung sagte und sie kümmerte sich um den Kranken, soweit es ging: eine Decke, eine warme Suppe – was man eben noch so hatte. Er war ein kräftiger junger Kerl und überstand das alles bestens. ‚Frau gut!‘ – ich höre es noch – war sein Dank, zu mehr reichten die sprachlichen Möglichkeiten nicht. Meine Mutter aber nahm die Gelegenheit wahr, ein ernstes Wort mit ihm zu reden; ich war der Grund. Das mit der täglichen Schokolade in Polen, er solle doch bitte diesen Blödsinn bleiben lassen, und außerdem – sie hatte echt Angst um ihr Kind bekommen – sie würde mich niemals

hergeben und er solle damit aufhören, mir zu versprechen, mich bald mit nach Polen zu nehmen. Sie hat mir das erst später berichtet, nämlich dass sie wirklich Angst davor hatte, dass dieser nette Kerl in seiner Kinderliebe mich in den zu erwartenden Wirren tatsächlich mitnehmen würde.

Und diese Wirren kamen schnell. Zunächst ein leichtes Donnergerollen wie von einem entfernten Gewitter. Man hörte es nur, wenn man still war und die Ohren spitzte, sich darauf konzentrierte – und nachts! Und es machte die Leute endgültig schlaflos, dieses kleine, harmlose Geräusch. Als ich nachts einmal wach wurde, sah ich, dass meine Mutter im Bett aufrecht saß und horchte. Ich wollte etwas fragen, doch die sonst so Geduldige zischte nur: ‚Still!‘ Und dann: ‚Ich glaube es ist schon ganz nahe – oder meine ich das nur, weil es so still ist?‘ Ich weiß es natürlich nicht, aber ich glaube, die Russin und der Pole Stefan schliefen ebenfalls nicht, jedoch vor Freude, aus Vorfreude auf die bald zu erwartende Befreiung. . . Ja, es war die russische Artillerie, die Front, oder was davon noch übrig war, rückte heran. Die Amerikaner hatten bereits Magdeburg besetzt, waren an der Elbe aber stehen geblieben, und die Russen zerrieben nun den Rest der deutschen Wehrmacht. Und dann konnte man das herannahende Ende auch sehen: Deutsche Soldaten kamen auf den Hof und bezogen Quartier auf dem Hof. Und was machten die?“

Der Opa lächelte und schüttelte leicht den Kopf. „Die Kerle hatten nichts anderes zu tun, als Schnaps zu brennen. Klingt komisch, aber wenn man sich nur einen Augenblick in deren Situation versetzt, dann wird es verständlich. Was sollten die denn machen? Auf der einen Seite die Russen und das hieß Tod oder Sibirien, wobei der Unterschied zwischen diesen beiden Möglichkeiten nur marginal war. Die Alternative, so sollte man meinen, sei doch gewesen, einfach abzuhaufen, sich dem Ami zu ergeben und so seine Überlebenschance erheblich zu verbessern. Irrtum: Dazwischen lag SS und die machte mit

jedem, der Feigheit vor dem Feind zeigte, kurzen Prozess. Ich habe sie bald danach selbst kennengelernt. Na, jedenfalls wenn man diese Lage kennt, und die Soldaten, die jetzt auf den Hof kamen, kannten sie nur zu genau, dann wird das mit dem Schnaps schon verständlicher – eigentlich allzu verständlich.

Eines Nachts war Stefan in die Waschküche geschlichen, hatte einen Eimer voll Schnaps entwendet und, zwecks Tarnung, durch Wasser ersetzt. Drei Tage lang waren er und die Russen sinnlos betrunken bei ihrer vorgezogenen Siegesfeier, was keinem weiter auffiel, da sie nicht aus ihren Kammern kamen und auf dem Hof mittlerweile das normale Leben zusammengebrochen war. Die deutschen Soldaten aber beklagten sich über die Wässrigkeit ihres Schnapses, es musste beim Brennen wohl ein Fehler unterlaufen sein, aber das war nun auch egal, wenn man etwas mehr trank, glich sich das wieder aus. Herausgekommen ist der Diebstahl nie.

Aber es gab auch Deutsche, die sich über das bevorstehende Ende des dritten Reiches freuten. Mein Großvater machte keinen Hehl daraus, dass er in seinem nun bald zu Ende gehenden Leben, er war schwer herzkrank und vom Tode gezeichnet, nur noch einen Wunsch habe, nämlich dass er noch erlebe, wie man ‚die Brüder‘ hängt. Nun, dieser Wunsch ging, für ihn jedenfalls, nicht in Erfüllung, kurz vor Kriegsende starb er, fast an demselben Tag, an dem sein Sohn, mein Vater, fiel. Dies hat er nie erfahren – und meine Mutter erst Anfang der Fünfzigerjahre. Jaja, so war das damals.“ Der Opa macht einen müden Eindruck, aber er richtet sich erneut auf, spricht weiter, als habe er es eilig, seine Geschichte voran zu bringen, nicht vor ihrem Ende schlapp zu machen – wie damals der Großvater.

„Dann ging alles ganz schnell. Das ferne Grummeln wurde zum näher kommenden Donnern. Meine Mutter packte die Koffer. Ja, sie packte tatsächlich zwei große Koffer und einen großvolumigen Rucksack, es war der Jagdrucksack ihres verstorbenen Vaters, eigentlich ein Erinnerungsstück, das nun

noch einmal seinem tatsächlichen Zweck, dem Transport von erjagter Nahrung, dienen sollte. Denn während die Koffer mit Kleidung und, Lieblingsstücke meiner Mutter, zwei Daunendecken gefüllt wurden, diente der Rucksack zum Transport von Zucker und gekochtem Schweinefleisch; beides war plötzlich in Hülle und Fülle vorhanden; es stammte von einem Versorgungsschiff der Wehrmacht auf der Elbe, das nicht mehr zu den Truppen durchgekommen war. Ich habe es nach achtzig Jahren nicht vergessen und werde es sicher bis zum Schluss behalten, so tief hat es sich damals auch in die kindliche Erinnerung eingegraben: vierzig Pfund Zucker und ein halbes Schwein! Doch, Ironie des Schicksals – wir mussten weg, konnten nur einen kleinen Teil dieses Segens in eben diesem Rucksack mitnehmen. Noch sehe ich meine Mutter, die den Rucksack völlig überlud, um dann nach kurzem Probetragen doch wieder einen Teil der kostbaren Last herauszunehmen. Sie brachte es ihren Schwiegereltern, der lieben Oma und ihrem sterbenden Mann. Die blieben zurück. Der Opa wurde in Hohenseeden begraben, die Oma starb in den Fünfzigerjahren in Magdeburg.

Aber meine Mutter zog entschlossen mit mir nach Westen, den schweren Rucksack auf dem Rücken, in jeder Hand einen überquellenden Koffer; an dem einen hielt ich mich fest und mir wurde eingeschärft, mich nicht davon zu entfernen, was auch immer passieren würde. Bald waren wir Teil eines größeren Zuges, Frauen, Kinder, alte Männer, die in Richtung Elbe auf Magdeburg zustrebten, hin zu dem Einzigen, von dem man sich Errettung versprach, dem vorher so geschmähten Kriegsgegner, dem Amerikaner. Ich habe schon einmal darauf hingewiesen, da war kein Hass, kaum ein Groll gegenüber den Amerikanern, trotz Flächenbombardements und Tieffliegern, man hatte es als gerechte Strafe akzeptiert und suchte jetzt sein Heil unter deren Schutzschirm, einmal vor dem Russen, deren Rache man als berechtigt fürchtete und, fast genauso wichtig, vor den Resten der SS, die so viele

Menschen wie möglich in den Strudel des Verderbens und des Todes mitreißen wollten. Ein immer länger werdender Zug von Flüchtlingen trottete in dem herrlichen Frühlingswetter dahin, doch plötzlich, man hatte sich der Elbe und somit dem rettenden Amerikaner in Magdeburg bereits deutlich genähert, stockte der Zug; die Hinteren drängten nach vorn, um voller Angst und übler Vorahnung nach dem Grund des Anhaltens zu sehen, sodass sich eine große Menschentraube bildete.

Auf freiem Feld standen hier ein Wehrmachtsoffizier und einige Soldaten. Sie verhandelten mit dem Sprecher der Flüchtlinge, ob und wie diese weiterziehen dürften. In solchen Situationen treten aus einer Masse immer sofort einzelne Personen heraus, die für die anderen sprechen, obwohl sie weder gewählt noch von irgendeiner Instanz eingesetzt worden sind. Es sind immer solche, wie soll ich sagen, na ja, Sprecher, Anführer da, die spontan mit ihren eigenen auch die Interessen der gesamten Gruppe übernehmen. Ein weiterer immer gleich ablaufender Automatismus, zu dem keiner aufgefordert werden muss, ist das Durchreichen der Nachrichten von vorn nach hinten. So auch hier; und ich weiß auch noch, um was es ging, denn bei dieser Art der Nachrichtenübermittlung lässt sich vor keinem etwas verheimlichen: Wehrfähige Männer werden aussortiert und mit Panzerfäusten ausgerüstet; das allerdings war mehr eine Formsache, denn es gab keine Panzerfäuste mehr. Doch die zweite Nachricht betraf alle: Der Wehrmachtsoffizier warnte dringend vor einem Weiterziehen. Die SS habe befohlen, dass alle, also auch Frauen und Kinder, mit Panzerfäusten auszurüsten und gegen den vorrückenden Russen einzusetzen seien. Die Wehrmacht fühle sich an diesen Befehl nicht gebunden und werde ihn auch nicht ausführen, aber auf einer Elbinsel läge SS und schösse auf jeden Flüchtling, der sich diesem Befehl widersetze.

Doch die verzweifelten Menschen waren durch so etwas nicht mehr aufzuhalten, der Menschenstrom zog weiter. Und dann war das Elbufer und mit ihm die Brücke erreicht. Was

für eine Brücke! Natürlich war sie wie alle Brücken gesprengt. Aber, und darum hatte sich der Flüchtlingsstrom gerade auf diese Brücke zu bewegt, es war eine Eisenbahnbrücke! Ja, mein Lieber!“ Mein Opa machte eine kleine Pause und lächelte verschmitzt, als hüte er ganz besonderes Wissen und tatsächlich war mir im Augenblick überhaupt nicht klar, worin der Vorteil einer gesprengten Eisenbahnbrücke gegenüber einer ebenfalls gesprengten Straßenbrücke liegen sollte. „Die Brücke hatte auf zwei oder drei Pfeilern gestanden, aber nicht diese massiven Steinblöcke waren zerstört worden, sondern die Schienen jeweils in der Mitte zwischen zwei Pfeilern. So führten die Eisenbahnschienen mit ihren Schwellen wie eine Treppe abwärts von der Uferbefestigung ins Wasser und von dort wieder nach oben auf den ersten Pfeiler, von dort wieder hinab ins Wasser, dann wieder nach oben usw. Man stieg also die Schwellen nach unten, nahm ein kleines Bad und krabbelte darauf weiter nach oben, eigentlich ganz bequem, wäre da nicht das lästige Gepäck gewesen; aber es ging und so kurz vor dem Ziel wurden noch einmal alle Kräfte mobilisiert.

Doch dann geschah es: Schon sahen wir die amerikanischen Soldaten am anderen Ende der Brücke stehen, die Anstalten machten uns zu helfen und uns auf den Schwellen entgegenkommen. Da fielen die Schüsse, Feuerstöße aus Maschinengewehren, von irgendwoher, aber mitten hinein in die Flüchtlinge! Ja, es hätten ihre eigenen Mütter und Väter, ihre eigenen kleinen Geschwister sein können, aber sie feuerten mitten in ihre flüchtenden Landsleute. Wasserfontänen sprangen zwischen den Menschen hoch, die Amerikaner gingen in Deckung, obwohl nicht auf sie geschossen wurde, nein, die eigenen Frauen und Kinder waren die Zielscheiben! Und es waren keine Warnschüsse, die nur ins Wasser abgegeben wurden, um zur Rückkehr zu zwingen! Nein, ich sehe noch heute die Frau vor mir, die Frau mit den zwei Kindern, die sie genauso an den Händen führte wie meine Mutter mich, nur ein, zwei Meter dahinter, und ich sehe, wie sie mitten durch die Brust getroffen wird

und gurgelnd im blutigen Wasser versinkt, noch höre ich das Schreien ihrer Kinder, sehe wie die tödlich getroffene Frau im Wasser abtreibt.

Heftiges Gewehrfeuer der Amerikaner stoppt die Schüsse der Wahnsinnigen. Aber keine noch so brutale Gewalt konnte die Flucht mehr aufhalten; die Menschen hasteten jetzt über die Schwellen, platschten durch das Wasser, zogen sich so schnell wie möglich an der anderen Seite wieder hoch – nur weg von diesem verbrecherischen Wahn, der sich im Todeskampf dann selbst zerfleischte! Nur einige alte Männer, noch sehe ich ihre in ohnmächtigem Zorn geballten Fäuste, blieben stehen, mitten im Wasser, verwendeten ihre letzten Kräfte nicht auf das Vorwärtshasten, sondern auf das Ballen und Schütteln der Fäuste, die sie mit vor Anspannung weißen Knöcheln in den Himmel streckten, mit Fäusten, die noch vor nicht allzu langer Zeit, ausgestreckt zum Deutschen Gruß, das ‚Sieg-Heil‘-Gegröle begleitet hatten.

Endlich hatte auch meine Mutter mit mir und allem Gepäck die letzten Schwellen erreicht, die nach oben ans rettende Ufer führten. Die Amerikaner kamen wieder aus ihrer Deckung und einzelne Frauen riefen flehentlich aus dem Elbwasser zu ihnen empor: ‚Please, help please!‘ Man konnte plötzlich wieder ein wenig Englisch – und es zeigte Wirkung. Einzelne GI stiegen die letzten Schwellen hinab, nahmen den Frauen die auf den Armen getragenen Kinder ab, setzten sie sich auf die Schultern, trugen mit kräftigen wohlgenährten Armen Fluchtgepäck, halfen, wo es ging. Meine Mutter hatte Recht gehabt, denn beim Abschied von ihren Schwiegereltern in unserem Umquartierungsdorf Hohenseeden hatte sie zu denen gesagt, sich ein wenig für ihre Flucht entschuldigend: ‚Die‘ – gemeint waren die Amerikaner – ‚haben selbst Frauen und Kinder, die wissen, wie das ist, die helfen uns; es ist ja auch wegen ihm.‘ Und dabei hatte sie auf mich geblickt. Nur – die Russen hatten ja auch Frauen und Kinder – doch wie viele Deutsche hatten russische Frauen und Kinder getötet, sinnlos getötet, in Wahn

und grenzenlosem Hochmut vernichtet, abgeschlachtet. Nein, hier erwartete man kein Erbarmen, schon gar kein Mitleid. Verständlich, allzu verständlich!“

Der Großvater sah mich ernst an, nickte mehrfach, schürzte die Lippen und wiederholte: „Jaja, allzu verständlich.“ Er war müde, deutlich sah ich es ihm an; er wollte sich erheben, als ich mich verabschiedete, doch ich bat ihn, in seinem Sessel sitzen zu bleiben. So hörte ich ihn nur noch fragen: „Morgen wieder?“

Als ich meinen Großvater dann wieder besuchte, war er richtig aufgeräumt und guter Laune, alles Depressive schien von ihm gewichen. Er hatte offensichtlich schon auf mich gewartet, denn kaum saß ich, er hatte noch schnell die obligatorische Frage gestellt, was er mir anbieten könne, da legte er auch schon los: „Nachdem wir so den Machtbereich des Großdeutschen Reiches verlassen hatten, konnten wir uns endlich über die herrliche Frühlingssonne freuen, die in diesem warmen Frühjahr auch über den Trümmern von Magdeburg schien und unsere von Elbwasser getränkten Kleider trocknete. So sind alle Bilder aus diesen Momenten unserer Flucht nur als sonnig in meiner Erinnerung geblieben: Da war zuerst einmal – Schreck lass nach! – ein Neger! Ein leibhaftiger Neger! Zwar in der Uniform eines GI gekleidet, doch es war unbestreitbar ein Schwarzer – sagte damals nur keiner, da hieß das Neger. Mohren kannte ich ja aus Märchenbüchern, aber das war natürlich etwas ganz anderes, gehörte in den Bereich der Märchen und Sagen. Und jetzt – und in keinem Zirkus, sondern frei herumlaufend und in der Uniform der Sieger! Und nicht nur die Kinder blickten ängstlich zu dem schwarzen Mann auf, der mit kräftigen Kiefern immerzu kaute, als habe er beim Essen ein Stück zähes, sehniges Fleisch erwischt und müsse jetzt so lange darauf herumkauen, bis er es doch noch schlucken könne, nein, auch die Frauen drückten sich vor ihm weg.“